

Reuchlin oder Luther?

Judenfreundschaft und Judenfeindschaft
im Zeitalter der Reformation

Von Kurt Oesterle

(2017)

in memoriam
Tamara Klingenberg
meiner jüdischen Geistesverwandten

Der Titel „Reuchlin oder Luther?“ spielt darauf an, daß hier zweierlei Verhältnis zu den Juden am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit herausgestellt werden soll: ein aufgeschlossen-freundliches sowie ein verschlossen-feindseliges. Letzteres, das Luthersche, hat in der Geschichte die Oberhand behalten und die Judenfeindschaft mit den Mitteln einer für den Protestantismus typischen Vermengung von Politik und Theologie tief und dauerhaft in der deutschen Kultur eingewurzelt. Hätte das von Reuchlin vorgeschlagene Verhältnis zu den Juden obsiegt, hätte die Beziehung zwischen Juden und Christen in Deutschland eine andere Entwicklung nehmen können. Die Zeitgenossen der Reformation hätten die Wahl gehabt (viel war ja damals von Freiheit die Rede und von Gewissen) – darum das Fragezeichen hinter meinen Titelworten. Bei einer besseren Wahl wäre die große Wende der Reformation fraglos auch der bedeutenden jüdischen Minderheit zugute gekommen und hätte dazu beitragen können, den fest in der alten Kirche verankerten Judenhaß aus Spätantike und Mittelalter zu überwinden. Doch Reuchlins Empfehlung blieb sozusagen in der akademischen Vorschule hängen und ist zu keiner Zeit mit nachhaltiger Wirkung ins gesellschaftliche Leben eingedrungen. Deshalb darf Johannes Reuchlin, der erste Humanist Deutschlands, als Gescheiterter gelten. Der Mainstream der Reformation spülte ihn sozusagen hinweg, weshalb die neuere Forschung zurecht von „Reuchlins Verschwinden“ spricht – einem Verschwinden für Jahrhunderte, das erst be-

endet war, als das Verhältnis der Deutschen zu den Juden in den Holocaust geführt hatte.

*

Die frühe Neuzeit war judenfeindlich wie selten eine Epoche. 1492 wurden die Juden aus Spanien vertrieben. In den darauf folgenden anderthalb Jahrzehnten wiesen etliche deutsche Länder ebenfalls die Juden aus, darunter das Herzogtum Württemberg, aber auch die Reichsstädte Reutlingen, Ulm oder Schwäbisch Gmünd. 1519 sind die Juden aus fast allen größeren deutschen Städten verschwunden. Es drohte die Zerstörung jüdischen Lebens und jüdischer Kultur. Warum die Judenfeindschaft in der frühen Neuzeit derart überschäumen konnte, beantwortet der Historiker David H. Price so: „Die Feindseligkeit der europäischen Christenheit sah die Juden längst nicht mehr nur als verstockte Ungläubige, die bekehrt werden mußten oder die ewige Verdammnis zu gewärtigen hätten. Am Ende des Mittelalters stellten die Juden in der vorherrschenden Sicht der Christen vielmehr ein ernstes Risiko dar, eine gefährliche und feindliche Erscheinung in ihrer Mitte, die zum Wohl der Christenheit nicht länger geduldet werden dürfe. Solch tiefer Haß auf die Juden war das Ergebnis von über einem Jahrhundert schriller Agitation voller Beschuldigungen, die Juden würden Gott lästern, konsekrierte Hostien schänden und christliche Kinder rituell ermorden. Diese vielgehegten Ansichten ermöglichten es antijüdischen Agitatoren, die Ausrottung des Judentums als eine religiöse Pflicht darzustellen, auch wenn dies die Territorien wirtschaftlich teuer zu stehen käme.“

Kaum jemand verteidigte damals die Juden, es wurden weit mehr Schmäh- als Verteidigungsschriften verlegt. Die berühmteste Schrift zu ihrer Verteidigung erschien im Herbst 1511 bei dem Tübinger Verleger und Drucker Thomas Anshelm. Ihr Autor war Dr. Johannes Reuchlin, 56, ein hoher Jurist in Diensten des Landes, wohnhaft in Stuttgart. Das Buch hieß „Augenspiegel“ und versetzte das gebildete Europa in Aufruhr. Seinen Verfasser hätte es fast auf den Scheiterhaufen gebracht. Übrigens: Augenspiegel war das frühneuzeitliche Wort für Brille, und die zwickelartige Humanistenbrille - markant abgebildet auf dem Titelblatt des Buches - stand fortan für Wahrheit, Klarheit, Redlichkeit. Durch Reuchlin ist sie zum Markenzeichen des Intellektuellen geworden.

Der Mann, der 1509 in Johannes Reuchlins Leben trat, und es für mehr als zehn Jahre verdüsterte, war Johannes Pfefferkorn, ein konvertierter Jude, der in Köln lebte. Schon seit zwei Jahren schleuderte Pfefferkorn antisemitische Pamphlete in die Welt, etwa seinen „Judenspiegel“, in dem er fordert, die Juden zum Besuch christlicher Predigten zu

zwingen, ihnen ihre Bücher bis auf die Bibel wegzunehmen und sie bei Widersetzlichkeit vom Ort zu verjagen. Wer bleiben durfte, mußte mit erhöhter Steuerlast und Ghettoisierung rechnen. Pfefferkorn war kein Gelehrter, sondern ein gelernter Metzger, der auch das Schreibhandwerk beherrschte und einigen Ehrgeiz besaß. Daß die Judenfeindschaft Konjunktur hatte und Propagandisten brauchte, war ihm nicht entgangen. Hinter diesem Kölner Konvertiten freilich standen faßbare gesellschaftliche Mächte: die Dominikaner etwa oder die Heilige Inquisition.

1509 tat Pfefferkorn den entscheidenden Schritt in die Praxis. Er wandte sich an Kaiser Maximilian und versuchte, die Konfiskation der Literatur in den jüdischen Gemeinden durchzusetzen. Mit Erfolg! Der Kaiser, nicht eben ein Judenfreund, stellte ihm ein „Mandat“ aus, das Pfefferkorn berechnete, im ganzen Reich „in Gegenwart des Pfarrers sowie der Obrigkeit“ den Juden jene Bücher zu rauben, die er für antichristlich hielt. In Frankfurt begann Pfefferkorn sein Werk, in Mainz und Worms setzte er es fort. Die Juden mußten trotz Protests nachgeben und ihm alle Bücher bis auf die Thora überlassen. Wie gefährdet ihr Schrifttum in ganz Deutschland gewesen wäre, hätte Pfefferkorn mit seinem Treiben fortfahren können, zeigt allein der Umstand, daß damals noch keines der wichtigen jüdischen Bücher - etwa der den Christen so verhaßte Talmud - gedruckt vorlag, sondern lediglich in Abschriften. Sollte dies gar der heimliche Grund für den Angriff gewesen sein: daß man die letzte Chance nutzen wollte, jüdische Schriftüberlieferung auszulöschen, bevor sie durch Vervielfältigung mittels Buchdruck unausrottbar wäre?

Doch bevor Pfefferkorn zur Tat geschritten war, hatte er in Stuttgart Johannes Reuchlin besucht. Möglich, daß er ihn als Mitstreiter an seine Seite ziehen wollte. So vermessene wäre dieses Ansinnen nicht einmal gewesen; denn Reuchlin galt als der erste Hebraist in Deutschland, und besonders in seinen frühen Schriften ließ sich noch manch Kritisches über die Juden finden. Im „Augenspiegel“ berichtet er, was sich bei dem Besuch zutrug. Pfefferkorn habe ihm das kaiserliche Mandat gegen die Juden vorgelegt und ihn gebeten, „mit ihm hinab an den Rhein zu reiten“, um es zu vollstrecken. Reuchlin lehnte ab, unter anderem mit dem Hinweis, das Mandat habe juristisch „etliche Gebrechen“. Dem ungeschlacht-naiven Pfefferkorn hatte er in diesem Augenblick zumindest zweierlei voraus: Er verstand wirklich etwas von jüdischer Literatur und war zu allem Überfluß auch noch Jurist, wenngleich er lieber dichtete und forschte.

Frisch promoviert war der gebürtige Pforzheimer 1481 im Alter von 26 Jahren als Lizentiat des römischen Rechts nach Tübingen übersiedelt, in der Hoffnung, hier Profes-

sor zu werden. Es sollte anders kommen. Der Mann, der nicht das verpfuschte „Hechinger Latein“ sprach, das der jungen Universität oft nachgesagt wird, sondern ein in Orléans und Basel europäisch geschliffenes, wurde schon bald von Graf Eberhard als Dolmetscher auf seine Italienreisen mitgenommen. Danach trat er als Botschafter, etwa am Linzer Kaiserhof, in die Dienste der Württemberger und sollte für Jahrzehnte darin verbleiben.

In Tübingen aber dürfte beim jungen Reuchlin die Begeisterung für alles Hebräische geweckt worden sein, hier lehrten Scriptoris, Summenhardt und etwas später Pellican, alle drei Pioniere der Hebraistik in Deutschland. Auf den Reisen an Eberhards Seite kam Reuchlin im Ausland schließlich oft mit Intellektuellen in Berührung, die sein Interesse an jüdischen Themen teilten, etwa Pico della Mirandola in Florenz oder Jacob ben Jehiel Loans, des Kaisers jüdischer Leibmedicus, gleichfalls ein universell gebildeter Kopf.

Auf findige Art besorgte Reuchlin sich jüdische Literatur, was in Württemberg, einem Land mit judenfeindlichen Gesetzen, nicht einfach war. Sogar sein mit ihm befreundeter Landesherr hatte sich allezeit offen als Judenfeind bekannt und testamentarisch verfügt, „in unser Herrschafft kainen Juden seßhaft wonen noch gewerb tryben (zu) lassen“. 1498 war es schließlich soweit, und die winzige jüdische Minderheit mußte Württemberg auf Jahrhunderte hinaus verlassen. Ungeachtet dieser Politik büffelte Reuchlin Hebräisch mit eisernem Willen. Nächtens studierte er den Talmud, versenkte sich in die Kabbala. Und schon bald erschienen seine ersten hebraistischen Schriften: zuerst das „Tütsch missive, warumb die Juden so lang im ellend sind“ (Pforzheim 1505; ein *missive* ist übrigens ein Sendschreiben), im Jahr darauf das Grammatik-Handbuch „De rudimentis hebraicis“. Zur Begründung seiner Arbeit schreibt er: „Ich bin eingedenk der beklagenswerten Unglücksstatsachen, die die Juden in unserer Zeit betroffen haben. Sie wurden nicht nur aus Spanien vertrieben, sie werden auch aus Deutschland ausgewiesen, werden gezwungen, andere Wohnstätten zu suchen und zu den Muslimen zu fliehen; woraus sich zukünftig ergibt, daß die Kenntnis der hebräischen Sprache bei uns, zum großen Nachteil der heiligen Schriften, aufhören und verdunsten könnte.“ Hier dominiert noch ein kühles, vorrangig wissenschaftliches Interesse. Zudem verdunkelte beim jungen Reuchlin auch manches Vorurteil das Verhältnis zu den Juden. So hielt er sie für Sünder, weil sie Christus nicht als den Messias anerkannten – und trat folglich für ihre Bekehrung ein, wenn auch mit sanften, nie mit gewaltsamen Mitteln. Bis zum kommenden Großstreit mit Pfefferkorn

und seinen dominikanischen Kölner Freunden sollte er noch viel dazulernen.

Drucker und Verleger seiner Pforzheimer Judaica war übrigens gleichfalls Thomas Anshelm. Schon vor dessen Tübinger Zeit bildeten die beiden ein gut eingespieltes Duo beim Büchermachen. Anshelm ließ sich mit dem Humanisten auf jedes Experiment ein. 1506, bei Reuchlins „Rudimenta“, hatte er als erster Drucker in Deutschland hebräische Buchstaben verwandt. Sein hebräisches Alphabet brachte er nach Tübingen mit, wo es von 1511 an oft zum Einsatz kam. Reuchlins erster Biograph Ludwig Geiger, Sohn des großen Breslauer Reformrabbiners Abraham Geiger, hat mit Emphase darauf hingewiesen, warum die öffentliche Beschäftigung mit dem Hebräischen seinerzeit „nicht ungefährlich war und üble Folgen haben konnte“: nämlich weil sie den „Verdacht der Judengönnerschaft“ auslöste. Auch das sollte Reuchlin noch unter Schmerzen herausfinden.

Pfefferkorn gegenüber hatte er übrigens recht gehabt, als er das Mandat des Kaisers gegen die Bücher der Juden „gebrechlich“ nannte. Auch andere, teils hohe Würdenträger der Kirche, brachten Einwände dagegen vor. Bevor Pfefferkorn, der schon im Jahr 1500 Bücher zusammengeplündert und - vor der fälligen Verbrennung - eingelagert hatte, damit fortfahren durfte, wurden Gutachten eingeholt, unter anderem von Johannes Reuchlin. Dieser sprach sich klar und deutlich gegen eine Fortsetzung der Aktion aus. Doch das war nicht entscheidend: weit schwerer wog, was Pfefferkorn mit dem Reuchlin-Gutachten anstellte. Er nämlich und kein anderer erhielt den Auftrag, das versiegelte Papier - ein Staatsgeheimnis - zum Kaiser zu tragen. Doch was tat er? Er öffnete das Papier - und veröffentlichte es sogar! In der finsternen Hoffnung, damit eine Schlammlawine loszutreten, die Reuchlin unter sich begraben würde. Sein Hilfsmittel war der „Handspiegel“, ein Pamphlet, das dem „Augenspiegel“ um ein halbes Jahr vorausging. Pfefferkorn wollte nicht weniger als Reuchlins Ruf zerstören, was in der jüngst angebrochenen Ära des Buchdrucks leichter möglich schien als je zuvor. Mit Hetzschriften Auflage machen, die Öffentlichkeit als Machtmittel einsetzen, Stimmungen aufbauen und steuern - das ist von jetzt an lediglich noch eine Frage des Geldes und weist voraus auf eine kommende, immer weiter ausdifferenzierte Mediengesellschaft.

Pfefferkorn giftet in seiner Schrift, daß dieser „Dr. Reuchling von Stuckarten“ des Hebräischen nicht im mindesten mächtig sei. Seine berühmten „Rudimenta“ habe er gar nicht selbst verfaßt - Plagiats- oder Betrugsanschuldigungen taten damals schon verlässlich ihre Wirkung! Er sei von den Juden gekauft und habe ihnen seinen guten Namen geliehen. „Wer ihnen dient, dem dienen sie wieder, besonderlichen (wenn) so etwas (der)

christlichen Kirche zum Nachteil reichen mag.“ Reuchlin, der es gewohnt war, sauber zu kämpfen, erregte sich und verspottete, wie zum Beweis seiner tadellosen Hebräischkenntnisse, Pfefferkorn als „pilpél hameschumád“, also „getauften Pfeffer“. Beide wurden vom Kaiser einbestellt, der gerade in Reutlingen weilte. Pfefferkorn erhielt eine Rüge, während Reuchlin die folgenschwere Entscheidung fällte, sich mit einer Streitschrift zur Wehr zu setzen – auch er wußte die neue Informationstechnologie für sich zu nutzen.

Der „Augenspiegel“ ist in den Hauptpartien auf deutsch verfaßt, da sein Autor nicht nur gelehrte Kreise erreichen wollte und seine Aufgabe freiweg als eine gesellschaftliche definierte: als öffentlich ausgetragenen Kampf, der um weit mehr als nur eine langweilige Lehrmeinung geführt wurde. „Reuchlins Kampf“ hieß er fortan, und mit dieser Ehrenbezeichnung war stets der Streit des einsamen, aufrechten Intellektuellen für die Freiheit des Wortes, des Glaubens und der Idee gemeint. Im Getümmel dieses Kampfs, nirgendwo sonst, ist der klassische europäische Intellektuelle zur Welt gekommen und hat zum ersten Mal voller Pathos sein „*J'accuse*“ gesprochen. Allerdings schien dieser Typus schon wenige Jahre danach überholt. Denn die führenden Köpfe der Reformation waren keine Einzelkämpfer, die allein ihrem Gewissen folgten, sondern, als Männer des rechten Wegs und des kommenden Heils, parteilich und machtgestützt bis auf die Knochen.

Der „Augenspiegel“ zielt in zwei Richtungen: zum einen soll er die Integrität des diffamierten Intellektuellen wiederherstellen, zum anderen will er die Juden in Schutz nehmen. Reuchlin zieht alle Register seiner Kunst. Bisweilen wechselt er ins humoristische Fach, denn gar zu dumm ist der Gegner. Pfefferkorn behauptete, die Juden grüßten statt mit „Seid willkum“ mit „Sched wilkum“, was bedeutete: Teufel, sei willkommen! Mit philologischem Todernt legt Reuchlin klar, wieso das nicht sein kann, doch dann bricht es aus ihm heraus wie lang unterdrücktes Gelächter: „entten teding“ verbreite dieser Pfefferkorn doch bloß, Entengeschnatter.

Im Mittelpunkt steht die Verteidigung der jüdischen Literatur. Noch immer war nämlich die Frage offen, ob sie nach dem gültigen Mandat weiterhin eingezogen werden dürfe. Reuchlin untermauert sein Nein. Er wird deutlicher als je zuvor; im Originalton heißt es: „Es ist kain Kunst die uns mer gewiss macht von der gothait Cristi dan Magia und Cabala.“ Darum litte die christliche Gotteserkenntnis Schaden, falls die Weisheit der Hebräer mitsamt ihren Büchern verschwände. Die Juden könnten keine Ketzer, also vom rechten Glauben abgefallen sein, weil sie ja zuvor nie Christen gewesen seien. Nein, die

Juden sind einfach anders! Und wenn sie bestreiten, daß Christus der Sohn Gottes sei, so täten sie dies, weil sie es wirklich glaubten und nicht, um jemanden zu beleidigen. Damit ist Reuchlin schon fast beim aufklärerischen Toleranzgebot angelangt. „Und zuletzt, ein Christenmensch soll den Juden lieb haben als seinen Nächsten. Das alles ist in den Rechten begründet.“

Freilich, das ging zu weit!

Schon bald wurden gegen Reuchlin böse Kanzelreden geschwungen. Droh- und Verleumdungsbriefe gegen ihn trafen in Stuttgart ein. In Frankfurt predigte Pfefferkorn wider ihn. Die katholische Fakultät Köln rüstete zum Gegenschlag. Die Dominikaner, selbsternannte Jagdhunde des Herrn, trachteten danach, Reuchlin einzukreisen und ihn ihrem Ketzermeister zuzutreiben, einem Herrn namens Hochstraten. Reuchlin soll zusammengesunken sein, als man ihm mitteilte, er müsse wohl vor ein Ketzergericht. Die Macht der Kanoniker und Inquisitoren war ungebrochen. Im schlimmsten Fall drohte Reuchlin das Todesurteil. Und auch sein Tübinger „Büchlin“, so sorgfältig und mit Liebe gemacht, konnte leicht im Feuer enden. Doch die Kölner wiesen ihm ein Schlupfloch. Er müsse bloß den „Augenspiegel“ zurückziehen und sich gegen den Talmud erklären, sonst nichts.

Stattdessen aber veröffentlichte Reuchlin 1513 bei Thomas Anshelm in Tübingen eine „Defensio“, und zwar ausdrücklich gegen seine „Kölner Verleumder“. Er hatte sich gefangen – und schrieb einem Freund: „Sterben müssen wir alle einmal, Infamie ertragen nie.“

Als ein vernichtendes Gutachten von der Hand ehrwürdiger Pariser Theologen eintraf - offenbar brach ganz Europa den Stab über dem Judenfreund Reuchlin -, wurde dieser vor das Ketzergericht in Mainz zitiert. Siegesgewiß bereitete Hochstraten die Bücherverbrennung vor. Potentiellen Zuschauern wurde Ablass versprochen. Doch kurz vor dem Urteilsspruch erschien ein Bote des Mainzer Bischofs vor Gericht und befahl, das Verfahren niederzuschlagen. Das genügte Reuchlin aber nicht, und er appellierte an den Papst; Leo X., judenfreundlicher Medici-Sproß, reichte die Entscheidung zurück an die Bischöfe von Speyer und Worms, die Reuchlin 1514 vom Ketzervorwurf freisprachen. Was aufs neue die Kölner reizte, die nun ihrerseits beim Papst klagten – und vor Wut und Ohnmacht mit dem „Augenspiegel“ ein Autodafé veranstalteten. Vor dem nun einberufenen päpstlichen Gericht in Rom, dem höchsten Tribunal der Christenheit, wurde der Fall Reuchlin unsäglich verschleppt. Papst Leo hatte andere Sorgen, Kirchenspaltung und Glaubenskriege dräuten. 1520 erst, zwei Jahre bevor Reuchlin im doch noch erlangten

Tübinger Professorenamt der Tod erteilte sowie drei Jahre nach Erscheinen seines Hauptwerks „De arte cabalistica“, erging das Urteil: und zwar gegen Reuchlin, der wegen seines „anstößigen“ Eintretens für die Juden zu „ewigem Stillschweigen“ verurteilt wurde, in Zukunft jedoch kein Ketzer mehr genannt werden durfte. Auch jede weitere Verbrennung des „Augenspiegels“ wurde unter Strafe gestellt. Ein Kompromiß. Man erkennt ihn daran, daß im selben Jahr, als Reuchlin wegen zu großer Talmudfreundlichkeit verurteilt wurde, der Papst dem hebräischen Buchdrucker Daniel Bomberg in Venedig die Erlaubnis gab, die erste Gesamtausgabe beider Talmude, des jerusalemischen wie des babylonischen, herzustellen. Apostolische Politik in wetterwendischen Zeiten! Spätestens damit war die jüdische Literatur der nachbiblischen Zeit gerettet.

Den verurteilten Reuchlin aber muß sein geschworener Feind Pfefferkorn für den wahren Sieger gehalten haben, denn zorn erfüllt rief er ihm nach: „Du meinst, man habe jetzt mit Martin Luther zu schaffen, daß man deiner soll vergessen. Reuchlin, ich sag dir und glaub mir das: Deiner wird nit vergessen.“ Wie zur Beglaubigung kam eine Zeichnung in Umlauf, die präzise veranschaulicht, was seine Widersacher ihm gern angeht hätten: Sie zeigt ihn zerfetzt, die Leichenteile an vier Schlachtbalken aufgehängt, darunter das Tübinger Buch nebst Humanistenbrille.

Hinter Martin Luther übrigens hätte Johannes Reuchlin sich niemals versteckt. Er war nicht eine Stunde dessen Parteigänger, ja, er mied ihn sogar. Im hohen Alter, als die Reformation in Deutschland die Gemüter überhitzte, ließ Reuchlin sich in aller Ruhe noch zum Priester weihen, treu seinem alten Glauben. Er scheint geahnt zu haben, daß im protestantischen Luther nicht der Reuchlinsche Humanismus triumphieren würde, sondern die Pfefferkornsche Verwirrung. Wie schrieb doch der deutsche Reformator Luther 1538 in seinen Vorschlägen zur obrigkeitlichen Behandlung der Juden? *So* schrieb er: „Erstlich, das man jre Synagoga oder Schule mit feur anstecke und, was nit verbrennen will, mit erden überheufe und beschütte, das kein Mensch ein stein oder schlacke davon sehe ewiglich. Und solches sol man thun, damit Gott sehe, das wir Christen seien.“

*

Damit wären wir beim späten Luther angelangt und seiner berüchtigten Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ aus dem Jahr 1543, dieser Magna Charta deutsch-protestantischer Judenfeindschaft – ich zitiere daraus vorwiegend in der Fassung, die Karl-Heinz Göttert unlängst für sein Luther-Lesebuch eingerichtet hat, in heutigem Deutsch.

Mit „Lügen“ meint Luther übrigens jene theologischen Kernbestände des Judentums,

die dessen einzigartige Gotteserfahrung begründen, so etwa die Beschneidung oder die Auserwählung – in den Augen des Reformators alles nur Wichtigereien, mit denen die Juden andere seit alters übertrumpfen wollten. Wie fast die gesamte Christenheit seiner Epoche ging Luther davon aus, daß mit dem Untergang Jerusalems im Jahr 70 das Schicksal der Juden besiegelt sei und Gott sich von ihnen abgewandt und sie ins Elend gestürzt habe, weil sie Jesus Christus nicht als Messias annehmen wollten. In seinen Anfängen hatte er noch gehofft, die Juden würden sich angesichts der reformatorischen Erneuerung des Christentums zu diesem bekehren lassen. Als diese Hoffnung enttäuscht wurde, nahm Luther zusehends eine feindseligere Haltung ihnen gegenüber ein, und in seinen Spätschriften schreckte er auch nicht davor zurück, die ekelhaftesten Ausfälligkeiten des Volksantisemitismus für seine Sache zu instrumentalisieren, unter anderem die Vorstellung der „Judensau“, aus deren After die Rabbiner ihre Lehren bezögen.

Und mit der Behauptung, daß die Juden insgeheim die Welt regierten, greift Luther der bizarren Zwangsidee der „jüdischen Weltverschwörung“ vor, die im zwanzigsten Jahrhundert schließlich unverzichtbarer Bestandteil aller Judenfeindschaft geworden war. Mit - so der Wortlaut - „scharfer Barmherzigkeit“ empfiehlt er, gegen sie vorzugehen und rät der Obrigkeit seiner Zeit im einzelnen (ich zitiere in geraffter Form):

- daß man ihre Synagogen oder Schulen anzünde; dann wird Gott uns, „was wir bisher aus Unwissenheit geduldet haben“, verzeihen;

- daß man ihre Häuser zerstöre; „stattdessen soll man sie unter ein Dach oder in einen Stall tun, wie die Zigeuner“;

- daß man ihnen alle ihre Gebetbücher und den Talmud wegnehme;

- daß man ihren Rabbinern unter Androhung der Todesstrafe verbiete, „weiterhin zu lehren“;

- daß man den Juden „das Wegrecht ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts im Lande zu schaffen, weil sie weder Herren noch Amtsleute oder Händler sind“;

- daß man ihnen den „Wucher“ untersage, ihnen ihr Geld und ihre Kleinodien wegnehme, da alles, was sie besitzen, durch „Wucher“ geraubt ist;

- daß man die jungen Leute unter ihnen streng zu körperlicher Arbeit anhalte, „denn es geht nicht an, daß sie uns im Schweiß unseres Angesichts arbeiten lassen und sie, die heiligen Leute, wollen das alles hinter dem Ofen mit Festen und Pomp verzehren und sich rühmen, daß sie die Herren der Christen wären“ (Anmerkung von mir: eben noch sah Luther die Juden von Gott durch Exil und Armut bestraft, jetzt prassen sie auf Kosten

der Christen – so wahnhaft widersprüchlich war der Antisemitismus offenbar zu allen Zeiten!);

- und zum letzten: wenn all das nicht hilft, laßt sie uns „für immer aus dem Land vertreiben ... nur weg mit ihnen!“

Seit der Evangelist Johannes, um mit Dietz Bering zu sprechen, „die Judenfeindschaft in das Fundament des Christentums eingelassen“ hat, ist sie von niemandem derart schlagkräftig und scharfzüngig erneuert worden wie von Dr. Martin Luther! Er war es, der dafür sorgte, daß sie auf Jahrhunderte hinaus unausrottbar im Denken und Fühlen der Deutschen verankert wurde. Dabei ist der Wittenberger Reformator beileibe nicht der einzige deutsche Antisemit solchen Kalibers, aber doch zu allen Zeiten der vornehmste und unangreifbarste gewesen, ein Religionsgründer, Kirchenführer und *last not least* Seelsorger und Gefühlserzeuger von hohen Graden, man denke nur an seine herzerwärmenden Lieder ...

Soweit Luthers Judenhaß rationalisierbar ist, läßt er sich wohl am ehesten auf folgende Gründe zurückführen – sie stehen allesamt in Beziehung zu seiner Rechtfertigungslehre: Denn gemeinsam mit den übrigen Ketzern, Schwärmern und Scheinchristen - das sind in etwa die Hauptfeindbilder in Luthers Glaubenskrieg - trachten auch die Juden danach, das Heil zu erlangen, indem sie Gesetzen folgen und gute Werke tun. Sie sind also verstockt und wollen nicht erkennen, daß allein der Glaube - „sola fide“ - zu Gott führt.

Das ist der Kern von Luthers neuer, protestantischer Theologie!

Doch nicht nur die Juden lehnen seine Rechtfertigungslehre ab, nein, schlimmer, auch Leute aus den eigenen Reihen tun dies, und zu Luthers Entsetzen erlebte die neue Kirche ab 1523 einen regelrechten „Triumphzug des jüdischen Geistes“, wie Klaus Deppermann es ausdrückt. Die gesamte protestantische Linke hat einen aus Luthers Sicht verderblichen Hang zum „Judenzen“, sprich: allzusehr schätzt sie nach wie vor die alttestamentarische Gesetzlichkeit und will nicht von ihr abrücken. Auch Täufer, Calvinisten sowie der Luther-Gegner Karlstadt und sein Gefolge „judaisieren“, manche wollen gar den Sonntag abschaffen und zum Sabbat zurückkehren. Die Einheit der Reformation ist gefährdet! Und so entschließt Luther sich zur Haßpropaganda, macht im Handumdrehen den altbösen Urfeind ausfindig und dämonisiert ihn; eine Gesellschaft des friedlichen Nebeneinanders von Glaubensrichtungen scheint ihm nicht einmal in den Sinn gekommen zu sein. „Darumb, wo du einen rechten Jüden siehest, magst du ein Creutz für dich schlagen und frey sprechen: Da geht ein leibhaftiger Teufel!“

Um zu einer fairen Einschätzung zu gelangen, will ich Luthers Verhältnis zu den Juden neben das anderer Reformatoren stellen. Dazu sei zunächst gesagt, daß Luthers Pamphlet „Von den Juden und ihren Lügen“ nach Erscheinen nur wenig Verbreitung und Anerkennung gefunden hat. Der Schweizer Reformator Bullinger etwa nennt sie „sehr schmutzig geschrieben“, scheinbar eher verfaßt von einem Schweine- als von einem Seelenhirten. Doch wohl gemerkt, Bullinger stört sich nur an Luthers - heutig gesprochen - Stimmungsmache sowie seinem allzu lockeren, ja, schamlosen Umgang mit der hebräischen Bibel – denn die Juden waren auch für ihn unverbesserliche Gottesfeinde, und Jahre später sollte Bullinger ihre Vertreibung aus Zürich befürworten.

Osiander, Reformator von Nürnberg, im Ruf, recht judenfreundlich zu sein, geißelte dennoch den Glauben der Juden als scheußlichen Aberglauben und hinterließ der Nachwelt eine der ersten antisemitischen Beschreibungen jüdische Physiognomie.

Der Straßburger Reformator Bucer, anders als Luther felsenfest in seinem Hoffen auf den Erfolg der Judenmission, sprach sich für ein Bleiberecht nur unter härtesten Bedingungen aus, so etwa: kein Bau neuer Synagogen, Handelsverbot, Zwangsarbeit und Zwangsbekehrung, Aufhebung des Rechts, den Talmud zu lesen.

Um die Reihe zu schließen, noch Melanchthon, der „Lehrer Deutschlands“ und erste Bildungstheoretiker der Reformation, der oft besänftigend auf den grobianischen Luther einwirkte – er fand an den judenfeindlichen Schriften seines Meisters gar nichts auszusetzen und verschickte sie sogar als Propagandamaterial mit dem Hinweis: „wahrlich viel nützliche Lehre“!

Man sieht: der Protestantismus der Reformationszeit strotzte nur so vor Ablehnung und Verachtung für das Judentum, es bedurfte keineswegs Martin Luthers alleine, um die Judenfeindschaft in der deutschen Mentalität noch tiefer und fester zu verankern und sie der Nation auf ihrem Weg in die Zukunft mitzugeben. Sie war, mit oder ohne Luther, allgegenwärtig, drängte aus Herzen und Mündern, aus Predigten und Volksbelehrungen und vergiftete die Atmosphäre, in der die Juden tagtäglich leben mußten! Wen aber wundert es, wenn der mächtigste und einflußreichste unter den Reformatoren später als Hauptangeklagter vor die Spruchkammer der Geschichte zitiert und kritischer als andere beurteilt wurde, etwa von dem Historiker Deppermann: „(Luthers) Vorschläge an die (Obrigkeit) sind ... schauerlich. Sie decken sich weitgehend mit den Anweisungen, die Joseph Goebbels im November 1938 ausgab“ - das Datum der Reichskristallnacht -; sodann: „Der Unterschied zwischen Luthers Judenhaß und dem modernen Antisemitismus ist nicht so

groß, wie Luthers Apologeten behaupten. Gewiß gibt es *diesen* Unterschied noch: Luther ruft nicht zur Ermordung der Juden auf, sondern zu ihrer rigorosen Unterdrückung bzw. zu ihrer Vertreibung. Aber in ihren möglichen praktischen Konsequenzen dürfte sich die theologische Parole, daß die Juden verworfen und unrettbar verloren seien, kaum von einem biologisch begründeten Antisemitismus unterscheiden. In beiden Fällen scheint der Jude zur Korruption verdammt zu sein. Das bekannte, verbreitete Bild vom arbeitsscheuen, parasitären 'Finanzjuden', der seine Umwelt dank seines erschacherten Geldes insgeheim beherrscht und vergiftet, fand jedenfalls in Luther ein frühes 'Vorbild'."

Auch der Antisemitismusforscher Dietz Bering findet bei Luther fast alle „Formeln“ der im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderte schließlich „ausgereiften“ Judenfeindschaft nahezu voll entwickelt. Nach allem, so schreibt er, könne „kein Zweifel sein“, daß viele von Luthers Äußerungen antisemitisch seien. „(Die Behauptung), 'mit dem späteren rassistischen Antisemitismus hatte Luther nichts zu tun', halte ich für ein Fehlurteil. Denn: Es kommt auf die Unaufhebbarkeit der Negativexistenz der Juden an.“ An die kollektive Verworfenheit und Unrettbarkeit der Juden glaube der pseudowissenschaftlich begründete moderne Rassismus ebenso wie der lutherische, religiös fundierte Antijudaismus.

Schließlich Max Brod, der Prager Jude, der nicht nur Franz Kafkas Werk rettete, sondern mit einer historischen Monographie auch Johannes Reuchlins Erbe für die Moderne erhalten hat; so schreibt Brod über Luthers Haßpredigt „Von den Juden und ihren Lügen“: „Wie man sieht, haben die Nazis ihr Programm (hier) so ziemlich vorgezeichnet gefunden. Sie haben Luthers Aufträge bestens, zum Teil ganz wörtlich ausgeführt, wenn auch mit abgeänderter Begründung (was den Opfern einerlei sein konnte). Es ist denn auch zur Nazizeit dieses bis dahin wenig beachtete Buch in Volksausgaben, auch mit gelehrt-professoralen Kommentaren wiederholt erschienen. Heute (das war 1965) finden Luthers judenfeindliche Bücher im Protestantismus öfters scharfe Ablehnung. So nennt der evangelische Theologe Hans Joachim Kraus in dem Sammelwerk 'Juden, Christen, Deutsche' Luthers 'Von den Juden und ihren Lügen' eine schreckliche Schrift und schreibt: 'Wir haben zu diesen Sätzen Luthers keine apologetischen Erklärungen oder Verständnisversuche hinzuzufügen. Wir dürfen sie auch nicht schamhaft verschweigen. Diese Sätze sind geschrieben worden und überschatten in ihrer Schwärze und Schwere den gesamten Protestantismus'."

Und wie wird Luthers Verhältnis zum Judentum in der Gegenwart gesehen? Gibt es

fünfhundert Jahre nach der Reformation eine Art Hauptlinie des deutschen Protestantismus in der Sicht darauf? Ich will dazu nur eine Äußerung wiedergeben, die indes repräsentativ sein muß, weil sie immerhin auf www.luther2017.de zu finden ist und aus einer der Federn des „epd“, des „Evangelischen Pressediensts“ stammt. Dort ist unter anderem die Frage zu lesen: „War Luther Antisemit?“ Die Antwort lautet: „Nein.“ Lediglich eine „judenfeindliche Haltung“ könne bei dem Reformator ausgemacht werden. Fazit: „Ein direkter Zusammenhang zwischen (Luthers) Antijudaismus und dem Holocaust wird heute von den meisten Theologen und Kirchenhistorikern abgelehnt.“ Man ist einzig bereit, von „Luthers Erblast“ zu sprechen, oder von der „'dunklen' Seite der Reformationsgeschichte“ (*dunkel* allerdings nur in Anführungszeichen) ...

*

Während Martin Luther den Juden also nichts zu bieten hat als bedingungslose Unterwerfung oder schwere Verfolgung, wenn sie denn Juden bleiben wollen – nimmt Johannes Reuchlin bereits dreißig Jahre zuvor den sogenannten Judenbücherstreit zum Anlaß, den Juden ein Staatsbürgerrecht zu entwerfen, das auch modernen Ansprüchen durchaus genügt. Wäre es im Zeitalter der Reformation zur Norm geworden, das christlich-jüdische Verhältnis in Deutschland, ja, in ganz Europa, hätte sich anders entwickeln können. Johannes Reuchlin ist zu dieser Zeit der Einzige landauf, landab, der sozusagen einen Durchbruch anbietet zu einem neuen, humanen Staatsbürgerrecht, das auch anderen Minderheiten hätte zugute kommen können. Und zwar tut er dies weder aus Sentimentalität noch aus Philosemitismus, sondern allein aus zwingenden rechtlichen Gründen. Es ist der Jurist Reuchlin, er allein begründet unwiderleglich, warum den Juden weder ihre Bücher noch ihre Synagogen noch ihre Wohnstätten noch ihr Hab und Gut noch ihr religiöser Glaube streitig gemacht oder gar weggenommen werden dürfen, und zwar weil sie seit alters *eigentlich* gleichberechtigte Reichsbürger sind. Von heute aus gesehen: ein einzigartiger, wenn auch jahrhundertlang wirkungsloser Gründungsakt im Geist der Judentoleranz.

Wie kam es dazu?

Der Kaiser hatte ja im Streit um die nachbiblischen Bücher der Juden von Reuchlin ein Gutachten erbeten – es sollte letztlich das einzig positive, projüdische sein, was seinem Verfasser den Vorwurf eintrug, er habe sich von den Juden schmieren lassen. Der Kaiser jedoch folgte dem Minderheitsvotum Reuchlins und schützte die jüdische Literatur, während die Gegenseite im Sinne des mittelalterlichen Rechts davon ausging, daß die

Juden „Reichskammerknechte“ seien, also Leibeigene und Sklaven des Kaisers, die als angebliche Feinde des Reichs im Status rechtloser Herrschaftssubjekte gehalten werden müßten.

Eine wichtige Voraussetzung für Reuchlins Intervention war die um 1500 stattfindende Aufwertung des römischen Rechts. Gerade Kaiser Maximilian forderte nachdrücklich dazu auf, im kargen nationalen Rechtsraum verstärkt auf römisches Recht auch älteren Datums zurückzugreifen – schließlich war man Heiliges Römisches Reich, in dem sämtliche Kontinuitäten fortbestanden, die zwar vernachlässigt, aber im Geist des neuen Humanismus für Gegenwart und Zukunft zu erschließen waren. Anders gesagt: Das römische Recht des „Corpus Iuris Civilis“ galt damals als eine Art Weltrecht (so wie für uns heute etwa das EU-Recht oder das Völkerrecht). Diese eminenten Zusammenhänge - das darf nicht unerwähnt bleiben - wurden zuerst von Guido Kisch gesehen, einem großen Rechtshistoriker aus Prag, der 1961 Reuchlins Position zur „Rechtsstellung der Juden“ in einer knappen, kompakten Studie herausgearbeitet hat.

Diese Position will ich nun so übersichtlich wie möglich darstellen:

So sind die Juden nach Reuchlins Auffassung rechtlich vollwertige Bürger des Reichs, und zwar gemäß dem „Codex Iustinianus“ aus dem Jahr 534, jener bedeutenden Rechtsammlung, die über vier Jahrhunderte römisches Recht zusammenfaßt. Im Wortlaut werden die Juden hier „*concives nobiscum romani imperii*“ genannt, ein Rechtstitel, der seinerseits zurückreicht bis auf den Kaiser Caracalla im frühen dritten Jahrhundert. „*Concives*“ heißt nichts anderes als Mitbürger und bedeutet, daß die jüdische Minderheit kaiserlichen Rechtsschutz genießt, sprich: das Recht auf körperliche Unversehrtheit, die Sicherheit des Eigentums sowie freie Religionsausübung, denn all das war durch den römischen Vollbürgerstatus garantiert.

Ich wiederhole es gern: Auch die freie Religionsausübung ist damit geschützt - *adieu* Judenmission! -, in Reuchlins Original: „nachdem bayd secten on mittel gelider des hailigen reichs unnd des kaissertumss burger synd ... unnd die iuden durch ir verwilligung, und offen bekenntnus, als sy gesprochen hond: 'Wir haben kainen König dan den Kaiser!'“ Letzterer ist ein heikler Satz, er wird aber von Reuchlin so scharfsinnig wie verwegen für seine Sache genutzt! Man erinnere sich: Der Satz stammt aus dem Johannes-Evangelium und wird vor Pontius Pilatus gesprochen, als die Masse schreit: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Worauf der römische Statthalter fragt: „Soll ich denn euren König kreuzigen“ Und zur Antwort erhält: „Wir haben keinen anderen König als den Kaiser!“

Damit haben die Juden ein Bekenntnis zum römischen Kaiser abgelegt im Sinne eines staatsbürgerschaftlichen Bekenntnisses zum Reich und seiner Verfassung, was ihnen von Reuchlin anderthalb Jahrtausende später zugute gehalten wird – es ist wohl das allererste Mal gewesen, daß gerade diese Szene aus dem Neuen Testament nicht *gegen* die Juden ausgelegt wurde ...

Wir schauen noch einmal auf Martin Luther, der in seiner letzten und giftigsten antijüdischen Schmähschrift dieselbe Stelle herbeizitiert, nämlich um die Juden zu verdammen und ohne auch nur von ferne zu ahnen, was rechtlich und politisch wirklich in ihr steckt. „Darum“, schreibt Luther, „soll man diesen kaiserlichen Juden des Kaisers Recht ange-deihen lassen und nicht gestatten, daß sie Moses Juden sind.“ Soll besagen: Jetzt, wo sie auch noch Christus verraten haben, haben die Juden ihren Bund mit Gott ganz und gar verspielt; sie sind nur noch Spreu der Weltgeschichte, ortlos, verweht, der menschlichen Willkür und wetterwendischen Staatsmächten ausgeliefert, ohne Aussicht, jemals wieder Heil zu erlangen.

So kann denn auch meine Zusammenfassung nur folgendermaßen ausfallen:

Auf der einen Seite steht Martin Luther mit der Vorstellung eines Staats, der über den Glauben seiner Angehörigen allein bestimmt und ihr Staatsbürgerrecht ausschließlich von ihrem Glauben abhängig macht – wer dem falschen Glauben anhängt, wird mißhandelt oder muß gehen. Auf der anderen Seite steht Johannes Reuchlin, bei dem der Glaube mehr oder weniger Privatsache und dem Staatsrecht nachgeordnet ist, oder mit den Worten des Reformationshistorikers Oberman, der Reuchlins Bedeutung vor allem darin sieht, „daß eine menschenmögliche Existenz für Juden in einem christlichen Europa von Gesetzen abgesichert ist - nicht nur sein will - und daß der Judenschutz nicht von kirchlichen Glaubensvorstellungen abhängig gemacht werden kann.“

Man kann es nicht oft genug betonen: daß Johannes Reuchlin der Erste und Einzige in dieser judenfeindlichen Zeit war, der gegen jedwede religiöse Vorherrschaft der jüdischen Minderheit ein vollgültiges Staatsbürgerrecht entdeckte - gleichsam in der Tiefe der Rechtsgeschichte -, das im eigentlichen Sinn Vorrang vor allen anderen, namentlich kirchlich-theologischen Erwägungen hatte. Reuchlin übte sich somit in einer ungewohnten Toleranz, die den Haß der eingefleischten Judenfeinde auf sich zog. Schließlich drohte ein liebgewordenes Feindbild sowohl der alten wie auch der neuen Kirche zu zerbrechen; denn fortan wären die Juden nicht mehr der Feind schlechthin gewesen, sondern allenfalls noch Gegner in Glaubensfragen, sozusagen Andersgläubige, die den Mehrheits-

glauben zurückwiesen, um ihrem eigenen treu zu bleiben – und damit auch keine Ketzer mehr, sprich: mutwillig Abtrünnige der allein seligmachenden Wahrheit und mithin Todfeinde all dessen, was der Mehrheit heilig war. Ketzer: ein Wort, bei dessen Klang alleine schon die Scheiterhaufen Feuer fingen ...

Bekanntlich hat Luther vieles aufgegeben, was zur alten Kirche gehörte, nicht aber das Verdammungsurteil der Ketzerei; noch weit mehr als zweihundert Jahre später, im Streit um den „Jud Süß“ zu Stuttgart und Württemberg (und bis hinein in Wilhelm Hauffs gleichnamige Novelle von 1827), ist gegen die Juden der Ketzervorwurf erhoben worden. Hätte man wenigstens hier, in seiner Heimat, Reuchlin genauer gelesen, dann hätte so manche blutige und unblutige Dummheit unterbleiben können. Wie hatte er doch im Originalton geschrieben? „... ketzerei in glauben bedüt ainen abfal, und die iuden nit sint von den cristenglauben abgefallen, dan sie sint nie darin gewessen, so moegen sie (auch) nit ketzer genent werden ...“

Die Lossprechung vom vernichtenden Ketzervorwurf aber hätte die menschenfeindliche Behandlung der Juden allerorten beenden müssen; als Vollbürger des Reichs hätte keinerlei Verkehrsverbot den rechtlichen, geschäftlichen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder sonstigen Umgang mit ihnen behindern oder einschränken dürfen. Reuchlins Schlußappell, den ich gern noch einmal wiederhole, lautet: „Und zuletzt, ein Christenmensch soll den Juden lieb haben als seinen Nächsten. Das alles ist in den Rechten begründet.“

Für die jüdische Literatur indes - dieser hatte ja der Streit am Anfang gegolten - bedeutete das: Man konnte sie lesen, studieren und kritisieren wie alle übrige Literatur, um mit den Juden wie mit den Muslimen oder gegebenenfalls auch mit den Atheisten friedfertig über Gott und Welt zu streiten, sich zu entzweien und wieder zu versöhnen. Wäre Reuchlin mit seinen Vorschlägen auf ganzer gesellschaftlicher Breite durchgekommen, Lessing hätte seinen „Nathan“ nicht schreiben müssen und - wichtiger! - eine wachsende kulturelle und menschliche Vertrautheit hätte noch einmal später (vielleicht) das Allerschlimmste verhindert. Was von Reuchlins Kampf indes geblieben ist, hat sein Biograph Geiger bereits vor über hundert Jahren bilanziert: So wurden schon bald danach „an deutschen Universitäten Lehrstühle für das Hebräische errichtet, gar manche Druckerei sorgte dafür, daß hebräische Texte gedruckt, Lehrbücher über die hebräische Sprache veröffentlicht wurden ... Die gelehrten christlichen Hebraisten jener Zeit aber glaubten genug zu tun, wenn sie die Kenntnis der Sprache förderten, vermochten es aber nicht, das Problem

des Zusammenhangs zwischen Judentum und Christentum zu verfolgen, ja rührten überhaupt kaum daran, begnügten sich höchstens damit, in dem Christentum nicht etwa die Schülerin, sondern die Erfüllung des Judentums zu sehen.“ Mit anderen Worten: Trotz einer breiter gewordenen Kenntnis des Hebräischen (das alle Theologen seit Reuchlins Tagen sich im sogenannten Hebraicum nach wie vor aneignen müssen) ist das Judentum in Deutschland kulturell, politisch und sozial noch für lange Zeit größtenteils fremd und unbeheimatet geblieben.

Schließen will ich mit den Worten von Hans-Rüdiger Schwab, der in seinem biographischen Lesebuch „Johannes Reuchlin. Deutschlands erster Humanist“ die heutige Sicht auf diesen Badener, der im Schwabenland etwas wurde, sich aber Verdienste um ganz Deutschland erworben hat (wäre ihm in seiner Entdeckung nur jemand gefolgt!), pointiert zusammenfaßt: „Wie die Kirche, so zählt auch das Judentum für Reuchlin zur europäischen Geisteswelt. Seine Formel wäre dazu geeignet gewesen, jene Koexistenz-Grundlage zu gewährleisten, die (damals und noch für lange) bestritten wurde. Verständnisvoller als er hat sich in jener Epoche (und weit darüber hinaus) kein anderer zugunsten der sozialen und kulturellen Sicherung der Juden geäußert. Josel von Rosheim, ihr politischer Führer während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, würdigt Reuchlin in seinen Memoiren denn auch nicht grundlos als einen 'Weisen der Völker'. Die große historische Leistung Reuchlins besteht im Aufbruch zu einer neuen Gesinnung ... auf dem Weg zu reflektierter Toleranz.“

*

Literatur:

Ludwig Geiger, Johann (sic!) Reuchlin und sein Kampf um die Bücher der Juden, in: ders., Die deutsche Literatur und die Juden, Berlin 1910; außerdem: Johann Reuchlin, Sein Leben und seine Werke, 1871, Reprint 1964

Max Brod, Johannes Reuchlin und sein Kampf. Eine historische Monographie, Wiesbaden 1965

Guido Kisch, in: ders., Zsius und Reuchlin, eine rechtsgeschichtlich-vergleichende Studie zum Toleranzproblem im 16. Jahrhundert, Stuttgart und Konstanz 1961

Heiko A. Oberman, Johannes Reuchlin: von Judenknechten zu Judenrechten, in: Julius Schoeps u.a., Reuchlin und die Juden, Sigmaringen 1993

Klaus Deppermann, Judenhaß und Judenfreundschaft im frühen Protestantismus, in: Bernd Martin und Ernst Schulin, Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981

Dietz Bering, War Luther Antisemit? Das deutsch-jüdische Verhältnis als Tragödie der Nähe, Berlin 2014